

## Gespräche

### Geschichte, Hoffnung und Selbstironie

#### Natalie Zemon Davis im Gespräch<sup>1</sup>

„Geschichte der Möglichkeiten“ hat Carlo Ginzburg die historische Arbeitsweise von Natalie Zemon Davis genannt. Tatsächlich ist es die Sensibilität in der Haltung gegenüber der Vergangenheit und das Beharren auf der Vorläufigkeit unseres Wissens, die das Werk von Natalie Zemon Davis auszeichnen, ein Werk, in dem Geschichte nicht als Modell, sondern als Potential für die Zukunft verstanden wird. Ihr Name ist mit der Sozialgeschichte des frühneuzeitlichen Europa, mit den Paradigmen von Alltags- und Mentalitätsgeschichte verbunden. „Society and Culture in Early Modern France“, ihr vielleicht wichtigstes Buch, erschien 1975. Natalie Davis lehrte an den Universitäten von Toronto, Berkeley, an der *Ecole des Hautes Etudes* in Paris und ist seit mehr als 15 Jahren Professorin für Geschichte an der Universität von Princeton.

Die *American Historical Association* hat in ihrer mehr als hundertjährigen Geschichte Davis 1987 als zweite Frau (nach Nellie Neilson 1943) zur Präsidentin gewählt. Dennoch begann die Rezeption ihres Werks im deutschsprachigen Raum relativ spät. Das Buch, das sie international bekannt gemacht hat, ist die Geschichte eines südfranzösischen Bauern aus dem Languedoc des 16. Jahrhunderts, der seine Familie verläßt, in den Krieg zieht und nach Jahren als ein anderer zurückkehrt. „Die wahrhaftige Geschichte der Wiederkehr des Martin Guerre“ (frz. 1982, dt. 1984) ist ein Stück Geschichtsschreibung, das sich der zentralen Frage der Identität stellt. Das Spannungsverhältnis von Fiktivem und Faktischem wird hier mit „mikrogeschichtlicher“ Genauigkeit anhand eines historischen „Falls“ rekonstruiert. In sieben Sprachen übersetzt und 1982 von Daniel Vigne verfilmt, zählt die „Wiederkehr des Martin Guerre“ heute zu den bemerkenswertesten Versuchen in der Geschichtswissenschaft, die Möglichkeiten und Grenzen des Narrativen in der Historie darzustellen.

Die Amerikanerin Davis, 1928 in Detroit geboren, hat ihre Forschungen über lange Jahre hinweg auf die Region Lyon in Südfrankreich konzentriert. Ihre Texte sprechen von Handwerkern und Bauern, von rebellischen Frauen und Narren, von Ritualen der Gewalt, vom Karneval und religiösen Volksbräuchen. Es ist das existentielle Interesse an den Menschen, an ihren Handlungsspielräumen, den realisierten oder nicht realisierbaren Wünschen, das die Fragestellungen und die Methode von Natalie Zemon Davis strukturiert.

---

<sup>1</sup> Das Gespräch mit Natalie Zemon Davis wurde während des Kongresses „Fictions and Facts in History“ an der Universität Utrecht von Monika Bernold und Andrea Ellmeier im Juni 1992 geführt.

Als Forschende, vor allem aber auch als Lehrende, betreibt Natalie Zemon Davis Geschichtsschreibung als Kommunikation, gewissermaßen in und nach zwei Richtungen. Ihr Schreiben ist geprägt von handwerklicher Präzision. Ihre Rede ist Verausgabung und auch Theater, Überredung im besten Sinne, nicht ohne Selbstironie. Wenn es eine Verwandtschaft von Rhetorik, Geschichte und Poetik gibt, dann verkörpert sich diese in der Person und dem Werk von Natalie Zemon Davis in einer Form, die jenseits akademischer Eitelkeiten liegt.

Derzeit arbeitet Natalie Zemon Davis an einem Buch über die Lebensgeschichten von drei sehr unterschiedlichen Frauen aus dem 17. Jahrhundert mit dem Titel „Women on the Margins“, das 1993 bei *Harvard University Press* erscheinen soll.

Monika Bernold, Andrea Ellmeier

*In „Die zwei Körper der Geschichte“<sup>2</sup> haben Sie die Beziehung der Geschichte als Disziplin und ihrer Verkörperung im Leben und Werk von Historiker/innen untersucht. Wie würden Sie diese Doppelstruktur, diese Figur der zwei Körper der Geschichte in bezug auf ihre eigene Arbeit als Historikerin beschreiben?*

Ich versuche einiges von dem, was ich während dieser Arbeit erfahren habe, selbst umzusetzen. Ich habe von denen gelernt, über die ich geschrieben habe, und die selbst in drei ganz unterschiedlichen historischen Epochen gearbeitet haben. Ich habe im ersten Teil des Artikels mit einem Mann begonnen, einem Historiker und seiner Muse. Er hat davon gesprochen, daß die Geschichte als eine Art Geschenk zu begreifen sei, um das Verhältnis zur Vergangenheit und vor allem zum eigenen Werk von den Kategorien Besitz und Eigentum zu befreien. Das ist nicht so einfach, denn wir sind alle zutiefst mit dem verbunden, was wir tun. Wir suchen nach Anerkennung. Ich verstehe meine Arbeit als eine Form des Entdeckens, als etwas, das durch mich hindurchgeht; ja, es geht darum, zu spüren, daß die Vergangenheit durch mich hindurchgeht. So produziere ich und gebe es dann wieder an andere weiter.

Was das zweite Paar, über das ich in diesem Text geschrieben habe, angeht, fühle ich mich eigentlich eher mit David Hume als mit Catherine Macaulay verwandt, da ich, so wie David Hume, die Selbstironie sehr schätze. Andererseits ist meine Arbeit, so wie die Macaulays, einem Anliegen verpflichtet. So wie sie sich der Freiheit verpflichtet fühlte, widme ich meine Arbeit den Zielen der Emanzipation. Ich möchte keine politische Arbeit machen, auch sie wollte das nicht. Sie hat versucht, gute Geschichte zu schreiben, das hat sie auch getan und mit dem Anspruch auf Freiheit verknüpft. Auch ich versuche gute Geschichte zu schreiben, um damit die Möglichkeit zu verbinden, die Geschichte zu öffnen, gewissermaßen aufzuschließen für eine Kommunikation zwischen den Menschen, um offene Situationen zu schaffen. Ja, in diesem Sinn arbeite ich, wie sie, für die Befreiung von Herrschaft.

Zum dritten identifiziere ich mich wirklich sehr stark mit Eileen Power. Ich denke, die geschlechtsspezifische Differenz im Arbeitsstil von Eileen Power und Marc Bloch war wirklich enorm. Sein Zugang war primär durch Vater-Sohn Beziehungen, durch Formen akademischer Brüder-

---

2 Natalie Zemon Davis, *Die zwei Körper der Geschichte*, in: *Der Historiker als Menschenfresser. Über den Beruf des Geschichtsschreibers*, Berlin 1990, 46–84.

lichkeit bestimmt. Er benützte all diese Metaphern in seiner Arbeit, und er sah dann gewissermaßen die Söhne heranwachsen, die ihm folgten. An Eileen Power schätze ich die Vielfältigkeit, daß sie beides hatte, ihre Frauen-Welt, die sie bis zum Schluß liebte, in der sie lebte, und daß sie gleichzeitig sehr gut mit Männern zusammenarbeitete, nicht nur mit Männern als Kollegen, sondern auch mit männlichen Studenten. Sowohl Frauen wie Männer studierten bei ihr. Das eröffnete ihr eine strategische Möglichkeit, nämlich Wissen an die nächste Generation weiterzugeben. Ich denke, daß ich wie Eileen Power arbeiten möchte, nicht im Sinne der Nachahmung ihrer Person, sondern im Sinne einer Identifikation mit ihrer Arbeitsweise. Im Fall von Hume und Macaulay hingegen identifiziere ich mich eigentlich mehr mit dem Mann als mit der Frau.

Meine Lust, diesen Text zu schreiben, war zunächst davon bestimmt, mit diesen beiden Körpern zu beginnen, dem Körper des Historikers und dem Körper der Geschichte. Ich wollte diese zwei Körper, gerade was das Geschlecht angeht, dann im Laufe des Artikels neu definieren, ich wollte die Geschichte entsexualisieren. Wenn wir uns am Anfang die Muse der Geschichte als Frau und den Historiker als Mann vorstellen, so verändert sich dieses Bild durch den Blick auf die Frauen, die Geschichte geschrieben haben. Am Ende – das ist es, was ich wollte – sehen wir zwei Körper, zwei menschliche Körper, männlich und weiblich, die das Feld der Geschichte teilen und damit die Geschichte selbst zu einem offenen Feld werden lassen, was das Geschlecht betrifft.

*Ihre Arbeit ist sehr häufig durch eine dialogische Erzählweise bestimmt. Das gilt nicht nur für die „Zwei Körper der Geschichte“, sondern auch für ihr jüngstes Buch über das Leben von drei sehr unterschiedlichen Frauen im 17. Jahrhundert.<sup>3</sup> Im Prolog dieses Buches lassen sie diese drei Frauen sozusagen „zurücksprechen“, sie geben diesen Frauen fiktive Stimmen, die sich an Sie als Historikerin richten und die zu dem Stellung beziehen, was Sie aus ihrem Leben und Schreiben in Ihrem Buch gemacht haben. Was bedeutet diese dialogische Form des Schreibens für die Konstruktion der Geschichte und speziell für einen feministischen Ansatz in der Geschichtsschreibung?*

Ich denke, es ist eine Form, die zwei Möglichkeiten bietet. Zum einen geht es darum, eine Form des Schreibens zu entwickeln, die klarstellt, daß wir das, worüber wir arbeiten, nicht mit unseren Projektionen füllen dürfen. Natürlich können Sie sagen, wir sind es aber auch, die diese Form bestimmen – das bedeutet aber nur, daß wir diese Form mit einer großen Verantwortung zu wählen haben. Natürlich könnten Sie sagen, wenn Sie ihnen eine Stimme geben, dann ist diese Stimme eben eine, die Sie ihnen gegeben haben; aber trotzdem wird das Anliegen dadurch klarer. Zum anderen denke ich, ist es eine schöne Form, diese dialogische Form, die zum Ausdruck bringt, daß viele Dinge erst in Zukunft zu lösen sind, daß ich noch nicht alles geklärt habe. Und dann geht es ja um die Vielheit der Stimmen, um die Vielfältigkeit des Lebens von Frauen. Frau heißt nicht „die“ Frau, ein Stil, eine Essenz. Wir wissen das, aber das ist eine Form, wie wir dieses Wissen in unserem Schreiben sichtbar machen können.

---

<sup>3</sup> Natalie Zemon Davis, *Women on the Margins*, Cambridge/Mass., wird 1993 erscheinen.

*Geschichte schreiben definiert auch immer die Beziehung zum Tod. Ich denke, es gibt zwei Möglichkeiten, das Verhältnis von Tod und Geschichte zu bestimmen, oder vielleicht gibt es auch mehrere. Wir können Geschichte schreiben, mit einer Perspektive der letztlichen Überwindung des Todes, oder, wie Benjamins Engel zurückblicken und nichts sehen als das Grauen, das den Tod (in) der Zukunft quasi vorwegnimmt. Wenn wir also jetzt, 1992, zurück und nach vorne schauen, stellt sich die Frage, von welcher Position aus wir heute schreiben und sprechen wollen beziehungsweise können. Es geht uns also um Ihr Verständnis von der Postmoderne und darum, wie ein Selbstbild feministischer Historikerinnen organisiert sein könnte, angesichts einer Situation, in der sich alle Positionen einer kritischen Rede aufzulösen scheinen.*

Ja, das ist sehr interessant. Also lassen Sie mich zunächst selbst, oder uns alle drei, als Walter Benjamins Engel der Geschichte positionieren. Ich denke, daß ich, wenn ich in die Vergangenheit blicke, nicht nur das Grauen sehe. Ich sehe viel Schrecken, aber ich sehe auch Figuren, wie diese drei Frauen, deren Leben sehr bunt ist. In diesem Fall sehe ich die enorme Kreativität von Frauen, mit deren Zielen wir vielleicht nicht immer übereinstimmen, aber die für sich Wege gefunden und sehr interessante Dinge gelebt haben. In diesem Sinne gibt es ein Erbe aus der Vergangenheit, so daß wir den Blick mit dem Engel aus der Vergangenheit in die Zukunft wenden wollen. Wenn Sie also sagen, daß es in der postmodernen Welt nichts mehr gibt, wofür wir eintreten können, daß da nichts ist, woran wir glauben könnten, würde ich sagen: In Wirklichkeit ist es mit dem Glauben so, daß er immer einen gewissen Zweifel miteinschließt, so daß die Hoffnung auf die Zukunft immer mit Unsicherheit verbunden bleibt. Schon in der Bibel steht, der Glaube beginnt mit dem Zweifel, er entsteht nicht automatisch. Was jetzt passiert mit der großen Macht des Kulturrelativismus, des ethischen und geistigen Relativismus und den scheinbar neuen Argumenten, müssen wir sehen, daß es alte Argumente sind; der Kulturrelativismus ist nichts Neues, aber er hat jetzt einen neuen Boden, wenn Sie so wollen.

*Einen neuen Boden, speziell in unserer Generation?*

Ja, ich denke Sie spüren es ganz akut, weil der Relativismus zu einer Zeit kam, wo sich viele Dinge als Trugbilder erwiesen haben. Die weltweite Rezession, die transformierenden Revolutionen, die sozialistische Revolution entpuppte sich als Katastrophe, und jetzt stellt sich das Scheitern der *Perestroika* heraus – soviel in bezug auf die politischen Hoffnungen. Dann die Probleme in unseren eigenen Ländern, die urbanen Probleme in Amerika, die ökonomischen Probleme in Amerika, und es wird schlimmer und schlimmer. Der einzige Platz, wo es im Moment etwas hoffnungsvoller aussieht, ist Südafrika. Nicht, daß es dort keine gravierenden Probleme gibt, aber dort ist es sozusagen weniger postmodern – in diesem Sinn. Ich denke also, daß es derzeit tatsächlich so ist, daß sich die Idee des Kulturrelativismus mit einer sehr schwierigen Situation an vielen Fronten verbindet. Aber dennoch, auch in Zeiten, in denen es den Menschen leichter fiel an etwas zu glauben, gab es ein großes Maß an Unsicherheit – das ist die Lektion.

Wir sollten versuchen, eine Formulierung zu finden, die eine gewisse Hoffnung erlaubt. Wir sollten uns auf einer Grundlage verpflichten – aber Grundlage ist vielleicht das falsche Wort, weil ich eine nicht statische, sondern Bewegung ausdrückende Konnotation suche –, eine Verpflichtung, oder lassen Sie uns das Bild des Vertrags verwenden: Wir sollten eine Art Verbindlichkeit schaffen, ein Versprechen, das erfüllt wird. Ja, es ginge um die Hoffnung und das Versprechen, das eingelöst wird. Diejenigen, die davon sprechen, daß es nichts mehr gibt, woran wir glauben können, nehmen eigentlich eine atomistische Position ein.

*Waren es nicht immer die Frauen, denen Versprechungen gemacht wurden, mit denen eine Politik des Versprechens betrieben wurde, um ihre Wünsche zu kanalisieren? Insofern scheint mir der Begriff des Versprechens sehr problematisch, gerade als Programm.*

Das ist interessant, warum sagen Sie das, an welche Versprechen denken Sie?

*Es gibt eine lange Tradition der Politik des Versprechens, die das Geschlechterverhältnis strukturiert, ich denke im Bereich des Privaten an das Eheversprechen, im politischen Bereich an die Versprechungen der Teilnahme an der politischen Partizipation, an die Versprechungen der Konsumindustrie und vieler anderer Bereiche, in denen das Versprechen als Neutralisierung der Forderungen oder als Vereinnahmung der Wünsche von Frauen funktioniert.*

Also, was sagen sie dann zu dem Begriff „Vertrag mit gegenseitiger Verpflichtung“? Dieser Vertrag ist einer, der viele Chancen birgt. Im Umgang mit der Vergangenheit, mit der Quelle, heißt das zum Beispiel: Du hast mir die Fakten deines Lebens gegeben, dafür werde ich versuchen, das Beste daraus zu machen, sie so respektvoll zu behandeln, wie ich kann. Auch wenn ich weiß, daß jedes einzelne Wort, das ich verwende, problematisch ist, gibt es einen pragmatischen Umgang damit. Das heißt für die Interpretation, daß ich versuchen werde, jene Bedeutung zu rekonstruieren, die dich am ehesten trifft. Wenn wir nicht versuchen, uns in diesem Sinn gegenseitig zu achten, wird alles beliebig austauschbar, beliebig offen.

Ich habe vor kurzem einen Artikel<sup>4</sup> geschrieben, der genau damit zu tun hat, worüber wir gerade sprechen. Es hat damit begonnen, daß ich fühlte, daß es unbedingt notwendig ist, etwas zu finden, das die ewige Wiederholung der postmodernen Rede stoppt. Wenn wir zum Beispiel an Orte gehen, die nicht in Westeuropa oder Amerika liegen – so wie ich an Orte gehe, wo Menschen über die postkolonialen Gesellschaften arbeiten –, dann sehen wir, daß dort nach der Wahrheit gesucht wird. Auch in jenen Ländern, die sich gerade aus dem sowjetischen Einfluß befreit haben, fragt man nach der Wahrheit über die Gefangenenlager. Sie könnten ihnen sagen, was Sie wollen, wie zum Beispiel „Sehen Sie nicht, daß diese Information nur eine bedingte Wahrheit ist, nichts ist gesichert aussagbar“ – sie aber wollen wissen. Sie wollen die Wahrheit über die Gefangenenlager, sie wollen wissen, was mit ihren Ressourcen während der Kolonialherrschaft passiert ist, sie wollen wissen, wer verantwortlich war. Nun, wir könnten zu ihnen sagen – und wir hätten recht damit: „Fragt nicht in einer so rigiden Form, die Antworten, die ihr auf diese Fragen bekommen werdet, werden falsche Antworten sein.“ Was aber, wenn wir sagen würden: „Es ist nicht wichtig, diese Fragen zu stellen, es ist nicht wichtig zu denken, es *gibt* eine Antwort, eine richtige Antwort, auch wenn wir sie nicht finden.“ Was würde es bedeuten, wenn wir sagen, daß es nicht wichtig ist, zu fragen, wer verantwortlich ist. Sehen Sie, was ich zu sagen versuche? Wir sollten über die Situationen nachdenken, in denen es den Hunger gibt, etwas ganz definitiv zu wissen.

*Aber Tatsache ist, daß das nicht „unser“ Hunger ist.*

Aber es gibt diesen Hunger, und vielleicht würde uns ein bißchen davon ganz gut tun. Ich möchte keinen Hunger nach Wissen, der mich philosophisch auf naive, positivistische Positionen zurückwirft. Es geht darum, neue Wege zu finden, wie wir über die Frage der Evidenz nachdenken können. Was würde eine überzeugendere Position in der Geschichte sein? Wir müssen das tun, denn sonst werden alle Geschichten, auch die Frauengeschichte, gleich sein, wie würden Sie sie dann noch unterscheiden können? Wir müssen neue Wege suchen, nicht nur wie wir Geschichte schreiben, sondern auch, wie wir uns der Evidenz versichern, wie wir unsere unterschiedlichen Analysen absichern. Im *Davis Center*, das ich in Princeton leite und das ich das *Non-Natalie Davis Center* nenne, haben wir die letzten zwei Jahre an einem Projekt zu Kolonialismus, Imperialismus und postkolonialem Erbe gearbeitet, das jetzt abgeschlossen ist. Das neue Thema heißt: Beweis und Überzeugung. Der Grund, daß wir dieses Thema gewählt haben – und das Forschungsteam besteht nicht nur aus Frauen, auch nicht nur aus Feministinnen, sondern aus Mitgliedern des gesamten *Departments* –, ist genau jene Frage, auf die Sie mich angesprochen haben. Es geht darum, was es, um mit Ihrem Bild zu sprechen, angesichts einer Zukunft zu tun gilt, die den Tod scheinbar nicht überwindet. Zu diesem Zweck haben wir die Frage des Wissens und der Erkenntnis neu zu überdenken, also das werden wir in den nächsten beiden Jahren tun. Ich hoffe, daß wir mit einer Reihe interessanter Detailstudien aus unterschiedlichen

<sup>4</sup> Natalie Zemon Davis, *Stories and the Hunger to know*, in: *The Yale Journal*, 5, 2 (1992), 159–163.

Forschungsfeldern abschließen werden. Wir wollen die Geschichte des Wissens in diesen unterschiedlichen Feldern, die Geschichte der Evidenz, des Beweises und der Überzeugung mit den Wissenstrategien von heute kontrastieren. Wir haben Mitarbeiter/innen mit sehr unterschiedlichen Positionen in diesem Projekt. Eine Feministin, Bonnie Smith, arbeitet zum Beispiel zur Geschichte der amerikanischen Historikerinnen vor dem Hintergrund der Etablierung der Geschichte als Wissenschaft. Wir werden das also machen, aber ich bin nicht sicher, ob wir am Ende wirklich überzeugende Antworten finden werden.

*Sie haben von Bonnie Smith's Arbeiten gesprochen, aber auch in Ihren eigenen Forschungen<sup>5</sup> spielt die Geschichte geschichtsschreibender Frauen immer wieder eine zentrale Rolle. Worin liegt die Relevanz dieser Fragestellung für die Perspektive feministischer Geschichtsforschung insgesamt?*

Es wäre faszinierend, noch viel mehr Studien, ethnographische Studien, wie ich sage, zu dem akademischen, institutionellen und intellektuellen Umfeld von Historikerinnen zu betreiben. Wir zum Beispiel haben entdeckt, daß Sie und ich zur gleichen Zeit an sehr ähnlichen Fragestellungen interessiert sind. Aber wir arbeiten in ganz unterschiedlichen akademischen Umgebungen. Das heißt, es gibt trotz der gleichen Fragen sehr große Differenzen in den unterschiedlichen Rahmenbedingungen. Gerade für die Frauenforschung wäre es interessant, diese Unterschiede der Fragestellungen näher zu untersuchen, zu fragen, wie die gleichen Ziele mit unterschiedlichen Strategien verfolgt werden. Ich finde also, wir sollten uns die Debatten ansehen. Ich sage immer, das Interessanteste an einer Epoche sind nicht ihre Ideen, sondern ihre Debatten. – Zurück zum Dialogischen. Schauen Sie sich an, was an Ungelöstem in einer Epoche bleibt, schauen Sie sich die Diskussionen an, die ungelösten Fragen, die sich oft über eine sehr lange Zeit hinziehen. Die Frage der „weiblichen“ Natur etwa ist in gewissem Sinn so etwas. Manchmal sage ich zu meinen Student/inn/en, wenn ihr diese ungelösten Fragen gelöst vorfindet, so ist das vielleicht das Zeichen für das Ende einer Epoche. Es geht um den Blick für diese andauernden, sozusagen überbleibenden Fragen. Für die Frauenforschung wäre es eine der zentralen Notwendigkeiten, sich die verschiedenartigen Debatten im Kontext der unterschiedlichen Frauenforschungsprogramme, Kulturen und Regionen anzusehen. Die Fragen sind vielleicht ähnlich, die Debatten zumeist sehr verschieden. Zum Beispiel, wie die Frage der Lesben diskutiert wird, wie die Debatte um den Separatismus in manchen Ländern das zentrale Thema ist und in anderen die Diskussion Marxismus versus Kulturalismus überwiegt. Dies alles müssen wir wahrnehmen.

*Sie haben über Catherine Macaulay geschrieben, die sich selbst als Clio, als Muse der Geschichte porträtierte. Zum Abschluß wollen wir Sie fragen, wie das Bild aussehen würde, das Ihr eigenes Verhältnis zur Geschichte darstellt.*

Es wäre ein Kreis, ich denke ein Kreis, ja, ein offener Kreis von Menschen, die miteinander sprechen.

Übersetzt von Monika Bernold

---

5 Z.B. Natalie Zemon Davis, *Gender and Genre. Women as Historical Writers. 1400–1820*, in: Patricia Labalme Hg., *Beyond their Sex: Learned Women of the European Past*, New York 1980, 153–182.